

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 26

Artikel: George Sand
Autor: Thurow, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

George Sand.

Am 8. Juni 1876, vor jetzt fünf Jahrzehnten, schloß die berühmte Dichterin auf ihrem Stammsitz zu Rohant die Augen. Unter einem ungeheuren Zulauf von Leidtragenden aus Nah und Fern wurde sie einige Tage später bestattet. An die Gruft traten Victor Hugo und Ernest Renan, um ihr den Abschiedsgruß zu entbieten. Der erstere sprach mit jener pathetischen Geste, die den Verfasser des „Hernani“ und des „Ruy Blas“ kennzeichnet: „Ich beweine eine Tote und begrüße eine Unsterbliche.“ Renan sagte weniger fehn, aber vielleicht aufrichtiger: „In unserem Stimmenkonzert wird von jetzt ab ein Ton fehlen; eine Saite ist zerrissen auf der Leier des Jahrhunderts.“

Die große Verehrung, ja Liebe, welche die Dichterin damals in den gebildeten Schichten Frankreichs, ja der europäischen Gesellschaft genoß, klingt aus jenen Worten wider. Heute ist ihr einst unbestrittener Ruhm ein wenig verblaßt. George Sands Romane, wie groß auch die Fülle der in ihnen geschilderten Erlebnisse sein mag, interessieren weniger als ihr eigener Lebensroman; sie ist zu einer literarhistorischen Persönlichkeit geworden. Heute, an ihrem fünfzigsten Todestage, geziemt es sich wohl, ebenso ihres bedeutenden Werkes als ihrer selbst zu gedenken.

George Sand wurde 1804 in Paris geboren. Ihr Vater, Baron Maurice Dupin, ein verdienter Offizier, Enkel des Marshalls Moritz von Sachsen, starb schon 1808. Die kleine Aurore Dupin wurde der Obhut ihrer Großmutter anvertraut, verbrachte ihre Jugend auf dem Schlosse Rohant (an der Bahnlinie Orleans-Paris gelegen) und kam später in ein englisches Erziehungsinstitut nach Paris. Mit 18 Jahren wird sie ohne innere Neigung mit einem Baron Dudevant verheiratet, einem brutalen Junker und Schürzenjäger, der für ihre feinere seelische Kultur kein Verständnis zeigt. Die Ehe, der zwei Kinder entsprossen, dauert unter viel Zwist und vorübergehenden Trennungen bis 1836. Der Scheidungsprozeß geht nicht ohne ein paar humoristische Zwischenakte vor sich. Der Herr Gemahl, der ihr Hunderttausende durchgebracht hat, requiriert 14 Töpfe Konfitüre und einen alten Ofen im Werte von anderhalb Franken als persönliches Eigentum.

Noch bevor die Scheidung rechtskräftig geworden war, hatte Frau Dudevant in Jules Sandeau einen neuen Freund und Beschützer gefunden. Mit ihm zusammen schrieb sie ihre ersten Erzählungen. Durch Zweiteilung des Namens Sandeau und Adoption des Vornamens George formte sie ihren eigenen Schriftstellernamen George Sand. Nach kurzer Zeit ging jedoch auch das Verhältnis mit Sandeau wieder in die Brüche. Hatte ihr Mann sie mit ihrem Zimmermädchen hintergangen, so betrog sie Sandeau mit ihrer Wäscherin. Ihr Darstellungstalent war übrigens, wie sich schon in ihren ersten selbst geschriebenen Romanen wie „Indiana“ (1832) und „Valentine“ (ebenfalls 1832 erschienen) zeigen sollte, der bescheidenen Kunst ihres Associés weit überlegen.

1833 kreuzte ihr Weg denjenigen Alfred de Mussets. In jenem Jahre machte sie bekanntlich mit dem Dichter jene berühmt gewordene und dabei so wenig glücklich verlaufene Reise nach Italien. Die Begegnung mit diesem feinsinnigen Poeten, der als Mensch seine großen Unvollkommenheiten hatte, wurde, wie man weiß, für beide Teile zu einer Quelle schwerster seelischer Konflikte. Alle diese Anfechtungen lähmten indessen nicht ihre Kraft. Jede Prüfung, die sie erfuhr, jedes Unrecht, das sie erlitt, aber auch jeden Sieg, den sie erfocht, münzte sie um in das Gold formen- und gestaltenreicher Erzählungen. Und so schwoll im Laufe der Jahrzehnte ihre Produktion zu einer wahren Enzyklopädie an, umfaßte doch eine im Jahre 1862 begonnene und erst 1883 vollendete Gesamtausgabe ihrer Werke mit diversen Nachträgen nicht weniger als 109 Bände!

Was ist der Ideeninhalt dieser erstaunlichen schriftstellerischen Produktion? Die ersten Romane George Sands sind wesentlich autobiographischer Natur. Sie schildert in



George Sand.

ihnen ihre eigenen Schicksale und eröffnet eine temperamentvolle Kampagne zu Gunsten der Emanzipation der Frau, wie sie Saint-Simon mit seiner Proklamation der Gleichberechtigung der Geschlechter verkündet hatte. Ihr 1833 erschienener Roman „Lélia“ erregte wegen der zornigen Anklage, die sie gegen die Privilegien der Männerwelt schleuderte, in ganz Europa Aufsehen. Bald läßt sie es nicht mehr bei ihren Angriffen gegen die bestehende Form der Ehe bewenden, sie kehrt sich gegen die ganze gesellschaftliche Ordnung und führt so zum erstenmal das Problem der sozialen Erneuerung, wie es sich in den Theorien der sogenannten utopischen sozialistischen Schulen darstellt, in die schöngeistige Literatur ein. Jener Sozialismus hat bekanntlich noch nichts mit den Klassenkampftheorien der spätern Zeit gemein. Er ist schwärmerisch und humanitär wie eine neue Religion. „Ich möchte“, schreibt die Verfasserin in ihrem „Compagnon du Tour de France“ (1842), „daß alle Menschen miteinander lebten als Brüder... Ich habe mich verschworen gegen alles Schlechte, in der Absicht, wenn auch nicht in der Hoffnung, es zu beseitigen.“ In diesem Roman, der übrigens wegen der liebevollen und wahrheitsgetreuen Schilderung des damaligen Arbeiter- und Handwerkerlebens noch heute Interesse verdient, nennt sie die Lehre der neuen Propheten das „fruchtbare und ruhige Licht, welches über den breiten Horizont der Völker heraufzieht“. Die Stürme des Jahres 1848 reißen indessen auch sie mit fort. Im Auftrag der provisorischen Regierung redigierte sie die bekannten Briefe an das Volk. Vor der bald wieder aufkommenden Reaktion räumte sie indessen das Feld. Und nach jener großen politischen Krise versucht sich ihr immer reger Geist an einer Reihe anderer Sujets: In bald heroischen bald idyllischen Schilderungen zeichnet sie jetzt mit Vorliebe Bauerntypen aus ihrer engeren Heimat. Als Großmutter richtet sie ihren Enkelkindern auf Rohant ein Marionettentheater ein, dessen ergötzlicher Kleinkunst sie sich selber mit kindlichem Frohmut überläßt.

Ueber ihre vielfältigen Beziehungen zu allerlei berühmten Zeitgenossen wäre noch ein Wort zu sagen. Ein Teil der honetten Gesellschaft ist wegen ihrer als allzu ungewungen erachteten Lebensweise wiederholt von ihr abgerückt. Sie war in ihrem Verkehr mit dem andern Geschlecht eine Art weiblicher Goethe. Und man weiß, daß

es nicht die ersten Besten unter den Vertretern des starken Geschlechtes waren, die sie in den Bann ihrer geistvollen Persönlichkeit zu ziehen verstand, gehörten zu ihren intimen Freunden doch auch St. Beuve, Delacroix, Mickiewicz und Chopin. Sie schien sich übrigens aus den Beschuldigungen, die man gegen sie erhob, nicht viel zu machen. Balzac, der sie besuchte, schreibt in einem vom 2. März 1838 datierten Briefe über sie was folgt: „Ich traf die Kameradin George Sand in ihrer Zimmerrobe, nach dem Essen eine Zigarre rauchend, in einem ungeheuren leeren Zimmer beim Ofen sitzen. Sie hatte hübsche, mit Fransen geschmückte gelbe Pantoffeln, kokette Strümpfe und rote Hosen an. Voilà pour le moral. Hinsichtlich ihres physischen Aussehens konstatierte ich, daß sie Grübchen im Kinn trug, gleich einer rechten Schloßherrin. Sie hat trotz ihres entsetzlichen Unglücks kein einziges weißes Haar. Ihr bräunlicher Teint hat sich nicht geändert; ihre schönen Augen sind immer noch glänzend. Da sitzt sie in ihrer tiefen Zurückgezogenheit und flucht zugleich der Liebe und der Ehe, weil sie in der einen wie in der andern nichts als Enttäuschungen erlebt hat. Sie ist Künstlerin, ist groß, edelmütig, pflichtgetreu, sittlich — trägt die Züge eines Mannes, folglich ist sie gar keine Frau.“

Mit Balzac, der sie hier so launig skizzierte, verband sie der erstaunliche Arbeitseifer, wenn diese beiden berühmten Romanciers auch sonst verschiedene Wege gingen. Balzac war der robustere Realist, aber auch der größere Skeptiker, der nicht die Welt verbessern, sondern nur in ihren Lasten und Verkehrtheiten aufzuehen wollte, während George Sand als zukunftsgläubige Prophetin ihre Helden in farbige Gewänder kleidete und mitunter für ihre Zwecke idealisierte. Ihr mitreißendes Temperament erklärt zugleich die Vorzüge und Mängel ihrer schriftstellerischen Kunst. Georg Brandes, der die europäische Literatur nach allen Richtungen hin durchforcht hat, versichert, daß das Europa des 19. Jahrhunderts in George Sand seine genialste und kampfbegeisterte Verfechterin neuer Ideale besessen habe.

H. Thurow.

Aus der politischen Woche.

Die deutsche Volksabstimmung.

14,5 Millionen haben letzten Sonntag für die Fürstenenteignung gestimmt. Zu einem Sieg waren 20 Millionen Ja, d. h. die Hälfte der Stimmberechtigten nötig gewesen. Es war vorauszu sehen, daß diese Zahl nicht annähernd erreicht wurde. Denn die freie und geheime Stimmabgabe war nicht gewährleistet. Durch die Bestimmung des Abstimmungsreglementes, daß die Hälfte der Stimmberechtigten, nicht das absolute Mehr zur Annahme nötig waren, sahen sich die Rechtsparteien in die Möglichkeit gesetzt, Stimmkontrolle auszuüben. Sie empfahlen ihren Anhängern kategorisch das Fernbleiben von der Urne, und in gewissen bauerlichen Gegenden wagten dann die irgendwie Abhängigen nicht, zur Urne zu gehen und ihr Ja abzugeben. So war in Süddeutschland, in Bayern z. B. die Stimmbeteiligung nicht über 30 Prozent, während sie in den Großstädten über 50 Prozent betrug. Die Enteignung wurde zudem mit Argumenten bekämpft, denen die große Menge innerlich nicht gewachsen war. Wenn man den Bauern und Mittelstandsleuten sagte, die Fürstenenteignung verstoße gegen die Eigentumsgeetze, so bedachten diese nicht, daß es eben zweierlei Eigentum gibt: das zu Recht erworbene und unrechtmäßige Gut. Die Fürsten pochen z. T. auf Rechtstitel, die ihre Ranzgeen vor Jahrhunderten selber gefertigt und zwar auf Kosten einer verkauften und ausgelogenen Untertanenschaft. Solches Eigentum darf keinesfalls als „heilig“ bezeichnet und in gleiche Linien gestellt werden mit bürgerlichem und bürgerlichem Besitz, d. h. mit ehrlich erworbenem Vermögen. Und dann verkannten die Reinsager die Tatsache, daß es auch ein durch Volksrevolution geschaffenes Recht gibt. Wenn die französische Revolution der bauerlichen

Leibeigenschaft ein Ende machte oder wenn im Sklavenkrieg der Nordamerikaner die Sklaverei beseitigt wurde, so wurden eben Tatsachen geschaffen, die heute als Recht gelten und zwar für alle Zeiten. So wäre auch die sogenannte „Enteignung“ der deutschen Fürsten zu verstehen. Ein Vergleich mit anderem Eigentum ist auch darum unangebracht, da die meisten Fürsten, z. B. die Hohenzollern, von der deutschen Republik ja „fürstlich“ ausbezahlt worden sind und immer noch zu den reichsten Deutschen sich zählen dürfen, trotzdem sie die größte Schuld an der Niederlage von 1918 tragen.

Doch abgesehen von diesen rechtlichen Überlegungen muß man es wohl für die glücklichere Lösung halten, wenn der Reichstag jetzt den Kompromißentwurf der Regierung annimmt, die einem Sondergericht die Entschädigungsforderungen der Fürsten zur Erledigung zuweisen will. Es ist immerhin zu hoffen, daß die Mehrheit die Garantien für eine unparteiische Zusammensetzung dieses Sondergerichtes durchsetzt; und zwar sollten nicht die Juristen, die schlechte Beweise ihrer Objektivität in politischen Angelegenheiten geliefert haben, das Übergewicht haben, sondern die Laien.

Die französische Regierungskrise.

Sie ist tiefergehend und schwieriger, als man sich anfänglich gedacht hat. Briand, von Doumergue zuerst wieder beauftragt, verzichtete, als Herriot gewisse Bedingungen stellte für seinen Eintritt ins Kabinett. Herriot selbst aber, mit der Kabinettsbildung betraut, sah sich vor unübersteiglichen Schwierigkeiten. So ging der Auftrag wieder an Briand zurück, der nun mit Poincaré unterhandelte. Dieser will aber das ihm zugeordnete Finanzministerium nur mit sozusagen diktatorischen Befugnissen übernehmen, die nicht zu haben sind. Dann bot Briand das Portefeuille der Finanzen dem ehemaligen Finanzminister Paul Doumer an, mit dem Poincaré als Justizminister ins Kabinett eingetreten wäre. Doch auch diese Kombination scheiterte, da Painlevé sich weigerte, neben Poincaré in einem Ministerium zu sitzen. Schließlich mußte Briand auf Caillaux zurückkommen, der mit Frankreichs Finanzwesen vertraut sein dürfte wie kaum ein zweiter und der den Linken auch sympathischer ist als die beiden andern. Caillaux hat weitgehende Kompetenzen und die Vizepräsidentenschaft zugesichert bekommen. Im neuen Kabinett, das sich aus 19 Ministern und 9 Staatssekretären zusammensetzt, fehlt außer Doumer auch Painlevé, der im Kriegsministerium durch General Gauillaumat ersetzt ist. Die Regierung wird vom Parlament weitgehende Vollmachten verlangen. Caillaux teilte mit, daß er mehrere Tage brauchen werde, um sein Finanzprojekt auszuarbeiten. Wird er den kranken Franken kurieren können? Dies ist die bange Frage, die in den nächsten Tagen die französische Öffentlichkeit beherrschen wird.

Das Schicksal Abd-el-Krim.

Man mutmaßt noch über das Urteil, das den „Rebellen“ — wie er nun offiziell genannt wird, treffen wird. Die französischen und spanischen Richter haben über seine künftige Residenz noch nicht bestimmt. Es war von Korsika die Rede; die Franzosen haben ihre Forderung durchgedrückt, daß er auf französischem Gebiet verbleibe, streng bewacht und in keiner Form als abgesetzter Fürst behandelt werden solle.

Einstweilen ist Abd-el-Krim in einer Villa mit 9 Zimmern interniert, die in einem großen Park liegt, und von Soldaten in und außer dem Hause streng bewacht. Mit ihm leben sein Bruder, sein früherer Privatsekretär, zwei seiner Frauen und drei Kinder. Die übrigen Frauen und Kinder befinden sich in der Stadt. Er soll sich in fatalistischem Gleichmut in sein Schicksal gefunden haben, und spazieren, Karten spielen und Tee trinken.

Die Konferenz der kleinen Entente.

Die Vertreter der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und Rumaniens haben kürzlich in Vled getagt und unter anderem die Ratifikationsurkunden der gegenseitigen Defensiv-Allianz-Verträge ausgetauscht, die am 13. Juni in Bukarest erneuert worden waren.